

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

3.1.1937 (No. 1)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 1



3. Januar 1937

L. S. / Standrede zum neuen Jahr

Aus J. P. Hebels Werken zusammengestellt

Der rheinländische Hausfreund streckt seinen Lesern die Hand entgegen und wünscht gesunden Leib, gut Gewissen und Zufriedenheit. Einer lacht, der andere weint: heute Regen, morgen Sonnenschein; und unaufhörlich läutet die Glocke, dem einen zur Hochzeit, dem andern ins Grab.

Mit der Freude zieht der Schmerz
traulich durch die Zeiten.

Man achtet's zuerst nicht groß, wie immer einer geht und einer kommt, bis man sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet als im Anfang. Nicht anders als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibakenträmers oder wo der Kalender verkauft wird; aber nachmittags sind wieder ganz andere Leute da als vormittags, und niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre geht etwas und etwas kommt.

Wenn man das bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen kann, wie lange sie einem noch Zeit dazu lassen; ja, man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinausrückt an den Rand, weil auf der andern Seite immer Neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Jegliche arme Menschenseele möchte gar gern ihr eigenes glückseliges Lebenslied singen; die Melodie schwebt im Ohr, aber sie läßt sich so schwer erfassen.

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glücks nicht mehr verlangt, als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Goldkisten, nicht in dem Adelsbrief, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern im ruhigen, zur Freude rein gestimmten Herzen. Zum Erwerben eines Glückes gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde. Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in seine verborgenen Fallstricke geraten will. Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Mut zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und du willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren“. Wer nie anfängt, der hört nie auf, und wenn wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt.

Das aber ist die rechte Art der Herzhaftigkeit, daß sie Unrecht wehre, nicht aber ausübe, und daß sie sich der Unter-

drücken annehme, wiewohl mit Verstand und Ueberlegung. Man soll im Glück nicht übermütig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menschen sein. Man soll seinem Feind keinen Stein in der Tasche und keine Rache im Herzen nachtragen. Ein Gemüt, das zum Guten bewegt ist und sich der Gefallenen annimmt, ein solches Gemüt zieht das Ebenbild Gottes an und fällt deshalb in seine Sprache. Einer meinte, es sei schön, Gutes zu tun an seinen Freunden und Böses an seinen Feinden. Aber ein anderer erwiderte, daß sei schön, an dem Freunden Gutes zu tun und die Feinde zu Freunden zu machen.

Der Hausfreund hat schon gedacht: Wenn's an ihm wäre, der Kaiser zu sein, ob er nicht auch schier eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gefinde sich so betragen, daß es zehn Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren, und sei gütig gegen sie! Denn sie sind auch mit Liebe und Tränen großgezogen worden. O, wenn doch alle glücklichen Leute wüßten und bedächten, was ein freundliches Wort und eine feine Behandlung einem armen, wunden Herzen für eine Wohlthat und ein Balsam ist. Das ist ein schönes und heiliges Schul- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Not und Betrübniß eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehen an und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einen andern Fremdling heim, der in gleicher Not und Betrübniß zu ihm kommt, als eine Schuldbigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal, wenn er kann, wie ein ausgebreitetes Saatkorn nicht allein, sondern selbsehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

Nur der Zufriedene, der seine Wünsche auf das beschränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und im Besitz und Genuß dessen seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und für die Freude des Lebens einen offenen Sinn. Wer sechs Tage lang gearbeitet hat und kann sein Werk anschauen, daß es gut sei, und denkt an Gott, der ihn genährt und gesegnet hat, dem wird der siebente Tag ein stiller und heiliger Freudentag. Der Mensch muß sich soviel Freude zu verschaffen suchen, als möglich ist. Wenn wenig vom Schicksal gegönnt ist, der muß sich viel unangenehme Geschäfte machen, damit er sich wenigstens freuen kann, wenn sie vorbei sind. Man muß nicht alle angenehmen Unterhaltungen auf einmal sich machen, sondern sie zwischen die trockenen Geschäfte verteilen, damit man auslångt und immer ein wenig mildes Del zum sauren Essig in Vorrat hat.

Ne freudig Stündli,
isch's nit e Fündli?
Jez hemmer's un jez simmer do;
es chünnt e Zit, wird's annerst goh.
's währ't alles kurze Zit,
der Chilchhof isch nit mit.
Wer weiß, wer ball dört lit?

Der Mensch kann nichts Nützlicheres und Besseres kennen lernen als sich selbst und seine Natur. Selbsterkenntnis führt zur Demut und zur Gerechtigkeit. Man ist nie geneigter, Unrecht zu tun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen; aber für das Unrecht braucht man schon Dürfeigen und Drohungen zum Beweistum. Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menschen am Fragen und den verständigen am Schweigen.

Schick dich in die Welt hinein!
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
daß die Welt sich schick' in ihn hinein.

Item:

Un wenn de amme Christwea schtohsch
un nimme weisch, wo's ane goht,
halt still und froog dii Gwiße zerst,
'cha Düttsch gottlob, un folg sim Root!

Georg Supp / Turmbergjagen

Gesammelt und in freier Weise erzählt

Ueber der Markgrafenstadt Durlach ragt der Turmberg, das Wahrzeichen des Pfinggaus. Weit hinaus ins Land ringsum, in die Ebene und über die Berge hin grüßt von seiner Höhe die steinerne Warte, die wohl einst Bergfrit jener Burganlage war, die den Grafen von Hohenberg zum Herrensitze diente. Heute hat Durlach seinen Berg erobert, er ist beinahe ins Weichbild der Stadt einbezogen. Unseren Ahnen lag er ferner, unzugänglicher. Sein langgestreckter Rücken war waldbestanden, und über die Höhe hin zog die Straße nach Stupferich und Söllingen durch den Forst. Rächtliches Erleben schreckhafter Wanderer sowohl als überschwengliche Berichte phantastischer Geisterseher gaben wohl Anlaß zur Bildung der zahlreichen Sagen, die der Volksmund weitergab von Geschlecht zu Geschlecht, bis auf den heutigen Tag.

Die Riesen

In grauer Vorzeit schon hausten auf dem Turmberg greuliche Riesen. Es ist noch gar nicht so lange her, da fand man bei Erdarbeiten einen riesigen Schädel mit ungeheurer kräftigen Zähnen. Nur schade, daß der Fund abhanden kam, er vermittelte einen guten Eindruck von der Größe jener ersten Turmbergmenschen.

Die Seeräuber

Daß die weite Ebene des Rheins von den Schwarzwaldbergen bis hinüber zu den Vogesen und vom Obenwald bis zur Hardt ein riesiger See war, das dürfte wohl allbekannt sein. Wenigstens behaupten die Professoren so, und schon in meiner Jugendzeit wurde es uns in der Schule gelehrt. Also wird's wohl damit seine Nichtigkeit haben. Der Gipfel des Turmbergs war dazumal keine hochragende Bergkuppe, sondern ein ganz bescheidener Meeresstrand, den die Wogen des Sees umspülten. In der Burg, die schon damals am Gestade erbaut war, hausten Seeräuber. Sie lugten von des Turmes Zinnen über den weiten See hin und fingen die Kaufleute ab, die mit vollbeladenen Schiffen talwärts fuhren. Die Gefangenen wanderten in das finstere Verlies des Burgturmes. Der ragte ebenso tief in die Erde hinein, als er über Tag zum Himmel strebte. Was von den Unholden mit Stricken in die Tiefe des Gewölbes versenkt worden war, mußte da unten elendiglich zugrunde gehen.

Ein Gefangener versprach eine unglaubliche Tat, wenn man ihm die Freiheit schenkte. Er wollte das weite Tal trocken legen und in fruchtbare Gefilde verwandeln — ein kühner, vermessener Plan. Doch er hielt Wort. Am Vingenen Loch grub er Tag und Nacht einen Abfluß ins Gebirge. Eines Tages hob ein Raufchen und Wogen an. Die Fluten sanken von Tag zu Tag, und schließlich kam der Meeresboden zum Vorschein. Die Seeräuber aber mußten von ihrem schändlichen Tun lassen und zogen in die Ferne — niemand weiß, wohin.

Die Burg

Eine prächtige Burg krönte des Berges Gipfel. Weit reichte des Burgherrn Herrschaft und Befehlsgewalt. Zu seinen Schlössern in Durlach und auf dem Augustenberg führten unterirdische Gänge. Der eine war so weiträumig, daß man sechsspännig hindurchfahren konnte. Gewaltige Schätze nannte der Burgherr sein eigen. Er barg sie im tiefen Burgteller. Dort liegen sie heute noch, sorgsam gehütet von der weißen Jungfrau, die auf dem Turmberg gar manchem einsamen Wanderer schon begegnete zu nächtlicher und mittäglicher Stunde. Gar mancher beherzte Mann drang schon in die unterirdischen Burgtammern ein, um das Gold, Silber und die Edelsteine zu gewinnen, aber keiner ist von seiner Schatzsuche jemals zurückgekehrt.

Die weiße Jungfrau

Sie kommt in mancherlei Gestalt. Einmal als liebliche, lockende Jungfrau, dann wieder mit Geißfüßen, und schließlich mit abschreckend langen Fingernägeln. Aus dem Schlüsselbund, den sie mit sich trägt, hat sie angeblich den Hauptschlüssel verloren und kann darum nicht mehr zu dem Schatz gelangen, dessen Hut ihr aufgetragen. Solange sie aber die Reichtümer nicht in gute Hände übergab, muß die weiße Jungfrau ruhelos wandern und immer wiederkehren. Ruhe im

Grabe ist der einzige Wunsch ihrer nach Erlösung lebenden Seele.

Einmal sah ein junger Mann, den ein Spaziergang hier heraufgeführt hatte, auf einer Bank vor dem Turm. Plötzlich stand die weiße Frau vor ihm und bat ihn, sie zu erlösen. Wenn es ihm gelänge, seien unermessliche Schätze sein eigen. Dreimal würde ihm die Jungfrau erscheinen in der Stunde vor Mittag. In welcher Gestalt sie auch vor ihm stehe, um von ihm einen Kuß zu erbitten, nie dürste er sich abschrecken lassen. Den Frosch, der am ersten Tag daherküpfte, nahm der beherzte Mann mit einiger Ueberwindung auf die Hand, um ihm die Zärtlichkeit zu erweisen. Der Schlange gegenüber gelang es auch noch. Am dritten Tage aber rauchte ein fürchterliches Antier daher, ein Drachen, grauenerrregend, feuerspeieend. Da packte den jungen Mann das Grausen, er floh den Berg hinunter. Auch das Gejammer der unglücklichen Schatzhüterin konnte ihn nicht zur Umkehr bewegen. Im gleichen Jahre wurde ein Baum gepflanzt, aus dessen Holz dereinst eine Wiege gezimmert werden sollte. Der Mensch, der in ihr die ersten Kindheitstage verbrachte, konnte zum Erlöser der Jungfrau werden, wenn — ihn der Mut nicht verließ.

Der Geißhirt

Auch der Durlacher Geißhirt hatte einmal eine Begegnung mit der weißen Frau. Es war mittags zwischen 11 und 12 Uhr. In den grasigen Berghängen weideten die Ziegen, der Geißhirt saß auf einem Stein und träumte vor sich hin. Da kam vom Turme her eine vornehme Frau auf ihn zu. In der Hand trug sie einen Stab aus purem Gold. Sie redete zu dem Hirten von Schriftstücken, die sich noch im Burgteller befänden, und die sofort geholt werden müßten. Er solle so schnell wie möglich einen Ratsherrn rufen, sie wolle derweilen seiner Herden warten. Der Hirte war einfältig und suchte nach Ausflüchten. Die Frau drang in ihn, versprach ihm den Goldstab zur Belohnung. Wie sie so auf ihn einredete, schlug es drinnen in der Stadt zwölf Uhr, und die Mittagsglocke hub an zu läuten. Da stieg die Frau unter Jammern und Weinen den Berg hinauf und verschwand vor den Augen des ganz verstärkten Hirten, als hätte sie der Boden verschluckt. Am Abend teilte der Bursche kein Erlebnis auf dem Rathaus mit. Mehrere Ratsmitglieder stiegen sofort den Berg hinan. Sie fanden aber weder die Frau noch entdeckten sie die Urkunde.

Der Blumenstrauch

Zwei Männer ergingen sich eines Tages lustwandelnd auf den Wegen und Pfaden des Turmbergs. Plötzlich stand eine weißgekleidete Frau vor den überraschten Spaziergängern und reichte jedem einen Blumenstrauch. Die Geehrten wollten Dankesworte stammeln, da fing die Frau zu weinen an. „Ihr hättet mir nicht danken sollen, dann wäre ich erlöst, so muß ich weiterhin umgehen.“ So sprach sie und verschwand so rasch, wie sie gekommen war.

Der Schlüssel

In einem heißen Sommertag kam ein Handwerksbursche vom Rittnert her zum Turmberg. Ueber die Mittagszeit suchte er Schatten und Ruhe unter einem Baum, und es währte nicht lange, so schlief er ein. Da war's ihm, als hätte ihm jemand übers Gesicht gestrichen. Wie er schlastrunken die Augen aufschlug, stand die weiße Jungfrau vor ihm. Sie hielt ihm einen Bund Schlüssel hin und forderte ihn auf, einen Schlüssel auszuwählen. So es der richtige sei, wäre ihm für sein Leben lang geholfen.

Der Handwerksbursche wählte lange, ehe er einen Schlüssel aus dem Bund herausnahm. Am Berghang war plötzlich eine Tür im Felsen sichtbar. Die Jungfrau versuchte, mit dem Schlüssel das Schloß zu öffnen, aber — es gelang ihr nicht. Im Nu war die weiße Frau samt Türe und Schlüssel verschwunden, und für den Handwerksburschen blieb Gold und Silber ein schöner Traum.

Der Unbekannte

Singen da an einem Abend — es war kurz vor dem Abendläuten, und es düsterte schon ein wenig — drei Durlacher die

Herzstaffel hinunter. Abwärts konnte man das Getrippel und Getrappel über die vielen Stufen schon einmal wagen. Da kam den Dreien ein Mann entgegen, der ihnen nicht fremd war. Er stützte sich auf einen Stock, schaute die Durlacher Bürger wohl an, hatte aber keine Erwiderung auf ihren Gruß. Halb ärgerlich, halb neugierig drehten sich die Männer um und schauten dem Fremden nach — da packte sie Entsetzen. Der hatte ja gar keine menschlichen Beine, der schritt auf Geißfüßen die Treppe hinan. Wer mag das wohl gewesen sein?

Im Burgturm

Der Turm der Ruine stand verlassen und unbewohnt neben dem zerfallenen Gemäuer. In einem Sonntage schauten einige Durlacher Mädchen — neugierig waren sie nämlich damals schon — zu der Türe in den leeren Turm hinein. Wie war das möglich? Da führte ja eine Treppe hinauf, jede Stiege fein säuberlich mit Sand bestreut. Erwartungsvoll stiegen die Mädchen hinauf zur Turmstube, die seit Menschengedenken unbewohnt war. Sie lugten hinein — da stand ein Bett darinnen, von einem Vorhang überdacht. Als die Jungfern auch noch den Vorhang hochhoben, krabbelten auf dem Bett eine Unmenge Goldkäfer auf und nieder. Die Bettstatt stand übrigens nicht still, sie wiegte vielmehr hinüber und herüber. Zuerst kam's den Mädchen seltsam vor, dann wurde es ihnen unheimlich, und schließlich flohen sie die Treppe hinunter und zum Turme hinaus. Hinter ihnen her scholl Gepolter und schreckliches Geheul.

Der Burgbrunnen

Gar nicht geheuer ist's am Burgbrunnen. Der reicht tief in den Fels hinab, und niemand vermag, auf seinen Grund zu schauen. In das Mauerwerk des Brunnens ist ein schwarzer Mann eingeschlossen, der einst von Weingarten in einer Hütte heraufgebracht und in den Brunnen gebannt wurde. Als auch der Brunnen haufällig wurde, kam das Gespenst wieder heraus und machte nun den Turmberg unsicher. Bei Nacht pflegte es in den Brunnen zurückzukehren. Ein Maurer mußte bei Dunkelheit die schlendenden Steine einsehen, so daß der Geist wieder gefangen war.

Der Vogel

Neben dem Brunnen, der übrigens mit einem wasserreichen See in unterirdischer Verbindung steht, ging ein Gang in den Berg. Auf der eisernen Türe, die ihn verschloß, gewahrte ein Mann einmal einen Vogel. Weil er so zutrauliches Gebaren zeigte, schritt der Mann drauf zu und fing das Tierchen, das übrigens gar keinen Versuch machte, davonzufliegen. Der Vogel wurde ins Taschentuch eingewickelt, ins Gras gelegt und mit der Jacke zugeeckt. Denn der Mann war beim Holzlefen. Als er nach einer halben Stunde nach seinem Gefangenen schauen wollte, war das Taschentuch leer, Jacke und Sacktüch lagen unverändert auf ihrem Platz. War es da nicht verständlich, daß der erstaunte Mann mit Bestimmtheit annahm, daß er es mit keinem wirklichen Vogel, sondern mit irgend einem Spuk zu tun gehabt?

Der Bücherleser

Drei Durlacher Mehger kehrten eines Abends von Stupferich zurück. Dort waren sie auf Viehkauf gewesen. Wie sie zum Turmberg hinaufschauten, war's ihnen, als brenne da oben ein mächtiges Feuer. Sie beeilten sich und gingen dem Scheine nach. In der Nähe der Burg loderte wirklich ein Scheiterhaufen. Daneben saß ein Mann mit spitzem Hut vor einem steinernen Tisch und las in einem Buch. Der eifrige Leser, der übrigens ganz altmodische Kleidung trug, war so in

seine Schriften vertieft, daß er das Kommen der Mehger ganz überhört hatte. Die hielten sich wohlweislich im Hintergrund und drückten sich hinter die Baumstämme. Eben schlug das Männelein sein Buch zu. Da brachte ihm ein Diener schon wieder einen Stoß neuer Schriften, die ebenso begierig durchgeblättert wurden. Plötzlich hob der seltsame Kauz seinen Kopf, blickte dorthin, wo die Durlacher standen, und rief: „Jetzt macht aber, daß ihr fortkommt! Ihr habt höchste Zeit!“ Da rannten die Drei Hals über Kopf den Weg hinunter.

Die Kegelspieler

Auch für diese Geschichte verbürgt sich ein Durlacher Mehger, der von Söllingen her auf dem Heimweg war. Ihm war's doch auf einmal, als höre er Kegelschießen. Das Geräusch war ihm zu vertraut, gehörte er doch selbst zu den Durlacher Kegelspielern. Er ging also dem Schalle nach und kam zu drei Männern, die eifrig ihre Kugeln warfen. Weil kein Regelbub zu sehen war, sprang unser Meisterlein dienstfertig hinzu und machte den Regelbuben. Keiner der Spieler sprach ein Wort. Das ging so eine halbe Stunde lang. Da ward's dem Mehger unheimlich. Als er fortraunte, rollte eine Kugel hinter ihm her, die offenbar einer der Männer ihm nachgeschmissen hatte. Erst zu Hause wurmte es unsern Mehger, daß er die Kugel nicht aufgehoben. Er stieg in aller Frühe wieder zum Berg hinauf und fand auch wirklich die Kugel, die übrigens aus purem Silber war.

Die Zitrone

Zwei Mädchen aus Durlach kamen um die Mittagszeit auf den Turmberg. In Körben trugen sie das Essen für die Tagelöhner, die im Wingerth wirkten. Vor einer Bank lagen einige durchgeschnittene Zitronen. „Es gibt doch seltsame Leute“, sagte die eine Jungfer zu ihrer Schwester, „ist schadh um die schönen Zitronen, ich nehm ein paar davon mit.“ „Ach, laß doch das Zeug liegen“, meinte die andere, „wer weiß, warum die Zitronen weggeworfen wurden.“ Die Mädchen sprachen aber zu den Arbeitern von dem seltsamen Fund. Da eilten die Männer zur Bank, sie fanden aber keine Zitrone mehr.

Blech wird Gold

Mehr Glück hatten einige Durlacher Buben. Sie fanden oben beim Turm ein ganzes Häuflein gelber Blechstücke. Es hätten keine richtigen Buben sein müssen, wenn sie sich nicht ein paar davon in die Taschen gesteckt hätten. Wie sie daheim ihre Hosensäcke ausleerten, waren die Eltern daß erstaunt, wie da goldene Elfguldenstücke zum Vorschein kamen.

Der schwarze Mann

All denen, die eine Lust anwandeln sollte, nach Schätzen auf dem Turmberg zu suchen, sei diese Geschichte als Mahnung erzählt. Bis heute ist's auf dem Turmberg und drum herum nicht ganz geheuer. War da einmal ein Steinbrecher fleißig bei der Arbeit, da hörte er hinter sich ein lautes, spöttisches Gelächter. Der Mann drehte sich um und erschraf heftig. Denn dort hinten stand ein langer, schwarzer Mann, der war ganz fürchterlich anzusehen. Da kriegte es der sonst beherzte Steinhauer mit der Angst zu tun. Er ließ Hammer und Meißel fallen und lief schnurstracks davon.

Das wilde Heer

Zur Nachtzeit aber sind schon manchmal unzählige Lichtlein auf dem Berge aufgetaucht. Dann braust jedesmal das wilde Heer daher. Kommt es dir, lieber Leser, einmal in den Weg, so wirf dich glatt zu Boden, sonst wirst du in die Luft emporgehoben und mit fortgerissen. Gott weiß, wohin!

Albert Seyauer / Der Tod des Heiligen / Eine Erzählung

Als Friedrich II., der Hohenstaufe, im letzten Jahre seines Lebens südwärts durch Italien zog, überall begrüßt von den jubelnden Scharen seiner getreuen Ghibellinen, die mit ihm aufs bestimmteste hofften, nun werde er den entscheidenden Schlag gegen seinen erbittertsten Feind, den Papst Innozenz IV., führen, ritt er eines Tages, im umbrischen Hügel-land, unweit einer kleinen Kapelle vorüber, in deren Umgebung ein großes und lautes Gedränge zu bemerken war. Er rief einen Herrn aus der achtungsvoll hinter ihm reitenden Gefolgschaft an seine Seite und fragte ihn, ob er wisse, was da vorgehe. Auf die Auskunft: es handle sich um die Verehrung eines neuen Heiligen, dessen Todeslag alljährlich Anlaß eines großen Festes sei, verzog der Kaiser in bitterem Spott die Lippen und meinte: es sei wohl auch einer von denen, die ihren Worten nach getreueste Nachfolger Christi, in ihren Taten aber keine Trierden des apostolischen Stuhles seien. Sein Begleiter erwiderte, in diesem Falle scheine es anders zu liegen, denn dieser Heilige habe in der Tat nicht das geringste mit der Kurie je zu tun gehabt, ja er sei sogar auf eine höchst unkirchliche, um nicht zu sagen unchristliche Weise gestorben. Möchte

der Widerspruch, der in dieser Aussage über einen Heiligen lag, den Kaiser wirklich reizen, oder war es nur das Bedürfnis, trübe Stimmung, wie sie ihn manchmal überkam, seit er seinen geliebten Enzo in bolognesischem Kerker wußte, durch eine lebendige Stimme verschweigen zu lassen —, genug, er fragte den neben ihm Reitenden, ob er Näheres darüber berichten könne, worauf dieser zur Antwort gab: nicht er, aber einer der andern Herrn, der seit Jahren das kaiserliche Kastell befehligte, das die Landschaft beherrschte, kenne den Hergang genauer. Der Kaiser, einer seiner plötzlichen Eingebungen folgend, hielt sein Ross an, ließ die nächste Gruppe dicht herankommen und rief ihr mit einer für ein feineres Ohr wohl etwas erzwungen klingenden Lustigkeit entgegen: „Nun, meine Herren, laßt mich auch die Geschichte von dem Heiligen hören, der so unchristlich starb. Wer ist es, der sie kennt?“ Ein hochgewachsener Graukopf mit ruhigen, ernsten Augen stellte sich als der Gesuchte heraus. Auf einen Wink des Kaisers lenkte er seinen Paskagänger neben den seines Herrn. Ein wenig zögerte er. „Es ist eine höchst einfältige Geschichte, hoher Herr, und fast fürchte ich, sie möchte Euch langweilen.“ „Darüber zu urteilen

mag unsere Sache sein, wenn Ihr sie zu Ende gebracht habt“, lächelte der Kaiser. „Erst erzählt!“

Da begann der Graukopf seinen Bericht, gesammelt, ohne Stottern, mit klarer Stimme, nur manchmal mit merkwürdigem Blick vor sich ins Leere schauend, als ob auf einer unsichtbaren Tafel die Worte ablöse, die er vortrug. Dies aber etwa war die Erzählung, die er gab:

Der Heilige, über dessen letzte Stunde hier berichtet werden soll, war nicht der selige Bettler von Assisi; aber wenn man ihn sich als einen um vielleicht ein oder zwei Jahrzehnte jüngeren Bruder dieses lebenswertesten aller Christen vorstellen will, so besteht dagegen nicht der geringste Einwand. Glichen sich die beiden, wie in manchem andern, doch auch schon darin, daß sie erst nach einer Zeit recht bewegten, ganz und gar nicht heiligmäßigen Lebens jene innere Hinwendung auf den Herrn und Meister erfuhren, den sie über alles liebten und in dessen Nachfolge sie zur wahren Seligkeit und zu ihrem hohen Ansehen gelangten. Auch war der Jüngere ebenso wie Franziskus aus sehr wohlhabendem, altem und vornehmerm Hause, so daß sein Verzicht auf die Dinge der Welt zu seiner Zeit in der ganzen umbrischen Landschaft, die auch seine Heimat war, ein nicht geringes Aufsehen gemacht hatte.

Dieser Heilige nun lag im Sterben. Eine kleine, elende Hütte, die unweit der Stadt Orvieto in hügeligem Gelände unter ein paar uralten, vielfach zerrissenen Olivenbäumen stand, war der Schauplatz dieses Vorganges. Er hatte sie eines Tages, vom Unwetter überrascht, zur Zuflucht genommen und, da sie sich als vollkommen herrenlos herausstellte, eine Zeitlang ohne jeden Einspruch in Nutznießung behalten. Als er dann später, dem tiefwurzelnden Trieb unbeschwert gottseligen Wanderns nachgebend, den Entschluß faßte, sie wieder zu verlassen und weiterzuziehen, denn überall ist Gottes Welt schön, und Gottes Wort findet überall offene Ohren, da baten ihn die Leute, nächste Nachbarn und Genossen seiner Dürftigkeit so gut wie mancherlei Bewohner der Stadt, die sich gewöhnt hatten, zu ihm herauszukommen, um seinen frommen Worten und Ratschlägen zu lauschen, er möge doch ja bleiben und sie nicht einer Freude und eines Trostes berauben, die ihnen unentbehrlich geworden seien. Worauf er denn, das Bedürfnis so vieler nach seiner Anwesenheit als einen Wink Gottes achtend, da blieb und in der Tat die Jahre hindurch aus seinem stillen, niemals eifernden, auch im Ernst immer liebevoll heiteren Wesen heraus zahllosen bedrängten Seelen reichgesegneten Zuspruch schenkte. Ja, so groß wurde bald seine Macht über die Seelen, daß es an höchst seltsamen Befehlungen und auch Heilungen nicht fehlte, deren Kunde weit über die Grenzen der Toscana hinausdrang und einen wachsenden Zulauf nach der Hütte verurteilte, in der seine Wanderschaft ihr Ende gefunden hatte.

Nun freilich war er zu einer Wanderung gerüstet, von der keine Macht der Erde ihn zurückzuhalten stark genug war; einer Wanderung, der sein Herz mit noch viel tieferer Freude entgegenschlug als den vielfachen Fahrten auf irdischen Wegen, die er hinter sich hatte. Denn so freudig er die alle unternommen, übervoll von dem Drang, den Menschen Gott nahe zu bringen in seiner Liebe und Größe — die Krönung seines Lebens war doch diese letzte, die, wie er zuversichtlich hoffte, ihn selber dem dreieinigen Gott und seinem himmlischen Reich endgültig zuführen sollte. Und so lag er, bleich und erschöpft von dem Drängen seines längst nicht mehr recht dienstmüßigen Herzens, aber unverändert in dem Ausdruck milder, wissender Heiterkeit, auf seinem harten Lager, in die Kutte gehüllt, den schmalen Kopf halb in der Kapuze vergraben, unter die eine mitleidige Hand ein Bündel frischen Heues geschoben hatte, das den Raum mit seinem süßen, sommerlichen Duft erfüllte.

Außer dem Sterbenden waren in dem durch eine kleine Fensterlücke nur notdürftig erhellten Gemach vier Menschen anwesend. Da war ein kraushaariger Bub von etwa fünf Jahren, der mit einer Mischung von Furcht und Neugier über die Knie seiner Mutter weg, hinter der er sich halb versteckte, immer wieder zu dem ihn heute so seltsam fremd anmutenden Frate hinüberjah. Die Mutter, eine grobknochige, über ihre Jahre alt erscheinende Bäuerin, saß wie aus Stein gehauen auf der schmalen Bank, die auch das Lager des Mönches bildete, regungslos zu seinen Füßen. Sie hatte ein farbiges Tuch in der Hand, womit sie von Zeit zu Zeit dem Liegenden schüchtern und doch voll mütterlicher Besorgtheit über die feuchte Stirn wischte. Ihr starrer Blick hielt unverwandt die zwei Männer im Auge, die am Kopfende der arbeitsigen Liegestatt des Heiligen standen und, sichtlich nicht ganz ohne Verlegenheit, leise Bemerkungen miteinander tauschten. Das eine war ein langer, hagerer Priester, unverkennbar Inhaber einer sehr ärmlichen ländlichen Pfründe; das andere, der Haltung und Kleidung wie vor allem der plumpen Untwürdigkeit nach, zu der sein Begleiter sich ihm gegenüber zwang, ein höherer Kleriker. Beide hatte die Bäuerin hierher geführt. Als sie nämlich, durch ihren Kleinen, der wie alle Kinder der Gegend gern vor und in der Zelle des Heiligen spielte, aufmerksam darauf

gemacht, daß mit dem frommen Mann etwas besonderes vorgehe, in seine Hütte eilte und ihn halb bewußtlos auf dem Boden liegend fand, da besiel sie die Furcht, es möge auf sein letztes Stündlein gehen, und eilig lief sie, ihm zum letzten geistlichen Beistand zu verhelfen. Und zwar tat sie das nicht ganz ohne einige Schadenfreude. Wußte sie doch, daß der Pfarrer, eifersüchtig auf das so viel größere Ansehen des hergelangenen Bruders Leo, nicht gut auf ihn zu sprechen war und seine Hütte sowie jeden Umgang mit ihm bisher in hochmütigem Eigensinn gemieden hatte. Sich seiner priesterlichen Funktion im Sterbebett zu entziehen durfte er jedoch nicht wagen; das wußte die Bäuerin recht gut, und im Bewußtsein guten Rechtes riß sie die Tür zu der reichlich schmutzigen Hütte des Pfarrers erheblich hastiger auf als sie das sonst zu tun gewohnt war. Um so demütiger fiel die Kniebeugung aus, zu der sie sich nach ihrem Eintritt veranlaßt sah durch die Anwesenheit des von Glanz und Vornehmheit geradezu strahlenden Besuches, den sie da antraf, und der, wie sie aus der eifrigst belauschten Unterhaltung erfuhr, nichts geringeres war als ein päpstlicher Legat, der den Auftrag vom heiligen Vater hatte, auf der Rückreise von Florenz, wohin er in diplomatischer Sendung gereist war, sich in Orvieto durch Erkundigung und persönlichen Besuch über den Bruder Leo zu informieren. So hoch war der Ruhm des blassen Mönchleins schon gestiegen, daß die Kurie, die ja von jeher den Heiligen, solange sie lebten, oft mit nicht geringem Mißtrauen gegenüberstand, es für nötig hielt, nach dem Rechten zu sehen. Die Bäuerin durchschaute diesen Zusammenhang natürlich nicht, weidete sich aber doch an der Verlegenheit, womit ihr Pfarrer dem Prälaten die Antwort auf manche Frage schuldig blieb; und die Unzufriedenheit, die in dem Kopfschütteln des hohen Herrn lag, entging ihr nicht. Auf den im herrischen Tone gemachten Vorschlag des Kardinals, sofort gemeinsam den offenbar verunglückten Bruder aufzusuchen, zeigte sie sich mit ungeheucheltem Eifer bereit, den zwei Männern den nächsten Weg zu seiner Hütte zu zeigen.

Sie fanden ihn unbewegt, mit weit offenen Augen, auf sein Lager gestreckt. Es war unverkennbar der Tod, was auf seinen Zügen lag. Nicht wie ein Krampf aber, und nicht wie ein Befehl an einen unwillig Gehorchenden wirkte hier seine Macht, sondern wie ein langersehnter Ruf und willkommene Lösung. Tief bewegt nahm die Frau ihren Platz ein, dem Jungen mit einer Bewegung, die ebenso sehr ihr selber wie ihm ein Trost sein mochte, über den Scheitel fahrend, worauf er regungslos an ihr Knie geschmiegt verharrte. Der Römer aber trat nach kurzem Hin und Her, mit einem bedeutsamen Blick zu dem Priester hin, ein paar Schritte zurück, um diesem bei der Ausübung der letzten geistlichen Hilfe nicht im Weg zu sein.

Bruder Leo hatte mit keiner noch so geringfügigen Bewegung einen Anteil an dem, was um ihn vorging, verraten. Erst als der Priester das Wort an ihn richtete, erwies er sich als ganz wachen und hellen Sinnes und völlig klar über seinen Zustand. Die Beichte begann. Eine ganze Weile hörte man nichts als die halblaut monotone Unterhaltung des Priesters mit dem Sterbenden. Dann verstummte die demütige Stimme des Mönches. Von einer Genußnahme erfüllt, die aus seiner erhabenen Stellung als Mittler des Heiles und der daraus erwachsenen Ueberlegenheit über den heimlich nur zu oft beneideten Bruder natürlich genug aufwucherte, richtete der Beichtiger an ihn zum letzten Male die Frage nach irgend einer Sünde, die er vielleicht begangen und vergessen habe.

Da plötzlich wurde die Tür aufgerissen und eine weibliche Gestalt trat haltig herein, stand einen Augenblick wie erstarrt still, indes ihr Blick fragend hin und her suchte, und sank dann, in jähem Erfassen des Geschehenden, an der Seite des Mönches auf beide Knie, seine herabhängende Hand mit mühsam gebändigter Erschütterung an die Lippen pressend.

„Leo!“ rief sie und hob ihr Gesicht zu ihm empor; „wie habe ich dich gesucht! Seit Jahren! Du weißt es nicht! Und finde dich so! Du darfst nicht gehen, nicht fest, nicht ohne daß du noch einmal mit mir gesprochen hast, und mir verziehen hast, Leo, hörst du: Oder hörst du nicht? kennst du mich nicht mehr?“

Der Priester, höchst unwillig über die Störung, herrschte das knieende Weib an: „Wer du auch seist und was du an deinem Leben für Teil hattest — hier hast du kein Recht und keinen Anspruch mehr. Steh auf und tritt beiseite! Meines Amtes ist es, mit ihm zu reden.“ Seine Stimme, die er zu dämpfen suchte, fuhr wie ein Zischen über sie hin, die furchtlos zu ihm aufsaß, entschlossen den Kopf schüttelte und in ihrer Stellung verharrte. War es diese Entschiedenheit, war es die ungewöhnliche Schönheit des Gesichts, in das er geblickt hatte, was den hageren Eiferer stocken machte? Unschlüssig sah er einen Augenblick vor sich nieder, dann aber, wie um einen Raum gewaltig zu brechen, griff er mit heftiger Bewegung nach ihr, um sie wegzureißen. Da sagte der Mönch leise, aber deutlich vernehmbar: „Laß sie, Bruder, die Arme; sie kommt weit her und hat viel gelitten.“ „So kennst du mich doch?“ rief das Weib schwer atmend hervor. Und sie beugte den Scheitel tief herunter. Er legte seine schmale weiße Hand darauf und lächelte.

(Schluß folgt.)